

Editorial

Das vorliegende Heft wird von einem herausragenden Artikel von Shalini Randeria »Rechtspluralismus und überlappende Souveränitäten: Globalisierung und der "listige Staat" in Indien« eröffnet. Sie stellt ihre Forschungsergebnisse zum »listigen Staat« vor, der zwar im ganz realen und normalen Durcheinander der auch lokal globalisierten Welten einerseits untergeht, andererseits (soll man sagen) neue Listen der Ohnmacht entwickelt. Mit ihrer empirischen Analyse und methodischem Vorgehen beantwortet sie eine Frage, die sie gar nicht gestellt hat, nämlich welche Untersuchungseinheit der Sozialwissenschaftler wählen muss oder kann, wenn die selbstverständliche Gleichsetzung von Gesellschaft mit nationalstaatlich organisierter Gesellschaft die tatsächlichen Zusammenhänge der in ihrem Inneren globalisierten National- und Lokalgesellschaften verschleiert? Ihre Antwort: *follow the actor!* So wird deutlich, dass, wer lokale Politiken in Neu Delhi methodisch rekonstruieren will, sich dazu gezwungen sieht, beispielsweise Verbindungen ins Patentamt in München oder in Geberinstitutionen in den USA oder den vernetzten zivilgesellschaftlichen Akteuren zu rekonstruieren. Das ist natürlich eine modernisierte Form dessen, wie Anthropologen und Ethnographen immer schon ihre empirischen Methoden und Studien angelegt haben. Sie müssen das, was sie bislang auf »fremde« Länder und Kulturen angewandt hatten, nun auch für die Analyse der »eigenen« Gesellschaften praktizieren, dafür aber auch einen »methodologischen Transnationalismus« erst noch einüben. Davon können wir Soziologen zweifellos lernen.

Apropos lernen: Randeria räumt nebenbei auch mit dem das soziologische Forschen und Thematisieren immer noch dominierenden Traditions-Moderne-Dualismus auf. Diese Unterscheidung von Tradition und Moderne meint in Wahrheit die *Hierarchie* von Tradition und Moderne. Auf diese Weise setzt sich der Westen nicht nur auf den selbsterrichteten Thron der Modernität. Es werden zugleich auch alle Besonderheiten, Unterschiede der kulturell Anderen ausstrahlt. Im Hinblick auf das alles entscheidende Merkmal Modernität spielen die Unterschiede zwischen den nicht-westlichen Kulturen keine Rolle. Sie alle verschwimmen in dem Einheitsgrau der Nicht-Modernität, die durch die Entfaltung der europäischen Moderne entwertet und übertrumpft werden. Darin verbirgt sich dann auch ein methodischer Clou: Einmal den Universalismus der Modernisierung unterstellt, kann die Zukunft der nicht-westlichen Traditionsgesellschaften im eigenen Erfahrungsraum, am Vorbild der modernen Gegenwartsgesellschaften des Westens analysiert werden. Die Negation der Unterschiede, die der Traditionsbegriff herstellt, erlaubt es, die außereuropäische Weltgesellschaften der europäischen Vormoderne gleichzusetzen. Man muss also nur die westlichen Traditionsgesellschaften studieren, um über die Lage und Probleme nicht-westlicher Gesellschaften sinnvolle Aussagen treffen zu können (zugespißt gesagt). Es ist natürlich das Gegenteil des methodologischen Transnationalismus, den Shalini Randeria in ihrem Beitrag praktiziert. So bleibt schließlich auch verdeckt (wenigstens für die Praxis der Forschung), dass sich unterschiedliche Kulturen und Regionen der Welt auf unterschiedlichen Wegen zu unterschiedlichen Ideen von Modernität befinden, die sie auf unterschiedliche Weise verfehlen können. Dies wirft das Problem des *inneren* Kulturvergleichs – der dialogischen Imagination – in verschiedenen regionalen oder nationalen Bezugsrahmen auf. Die Idee der *eigenen* Moderne wird auf der Grundlage der Anerkennung multipler Modernen verabschiedet, wodurch die Dialoge zwischen diesen zum Verständnis der jeweils »eigenen« und der eben gerade nicht mehr eigenen Gesellschaften methodologisch notwendig werden. Etwas näher ausgeführt bedeutet dieser Gedanke, dass auch die westlichen Gesellschaften in ihrer Selbstanalyse die folgenden Erfahrungen nicht-westlicher Gesellschaften einbeziehen müssen:

Wie kann das Zusammenleben in multi-religiösen, polyethnischen »Gesellschaften« jenseits der Alles-oder-nichts-Maxime nationaler Integration gelingen? »Hochentwickelt« sind nicht-westliche Länder auch im Umgang mit legalem und rechtlichem Pluralismus. Schließ-

lich erweist sich auch ein bisheriges »Defizit« der »traditionalen« Gesellschaften als Vorzug: Nicht-westliche Länder sind erfahren im alltäglichen Umgang mit multiplen Souveränitäten, wie sie z.B. auch für das multinationale Europa mit einheitlichem Währungsraum typisch sind.

Deregulierung und Flexibilisierung der Erwerbsarbeit führen in den Westen als Normalität ein, was lange Zeit als überwindbarer Missstand galt, informelle Ökonomie und informellen Sektor. Überdies führt die Deregulierung des Arbeitsmarktes auch zum Abschied von der korporatistisch organisierten Arbeitnehmergesellschaft; entsprechend breiten sich mit der Informalisierung der Arbeitsbeziehungen und der Arbeitsverträge gewerkschaftsfreie Zonen nun in den Zentren der westlichen Nach-Arbeitsgesellschaft aus. Mit anderen Worten (wie Shalini Randeria an anderer Stelle schreibt): In vielerlei Hinsicht hält die außereuropäische Welt heute Europa den Spiegel seiner eigenen Zukunft vor.

München, im August 2006
Ulrich Beck